Das Telegraphennetz des Erdballes.

Der Geschwindigkeit, mit welcher der Dampf fährt, mit welcher der elektrische Funke sich fortpflanzt, kann in gewisser Beziehung die Schnelligkeit an die Seite gestellt werden, mit welcher diese beiden wichtigsten Erfindungen unseres Jahrhunderts über die Oberfläche der ganzen civilisirten Welt sich verbreitet haben; beide, und namentlich die elektrische Telegraphie im Gebrauche des großen Publikums datiren so zu sagen von gestern. In Frankreich wurde, wie Herr William Huber in einem vor der Geographischen Gesellschaft zu Paris gehaltenen Vortrage erwähnt, erst am 1. März 1851 der Telegraph dem öffentlichen Gebrauche übergeben, nachdem er einige Zeit vorher bereits im Dienste der Regierung und des diplomatischen Verkehrs, den schwerfälligen und unsicheren optischen Telegraphen verdrängt hatte; heutzutage beträgt das Telegraphennetz Frankreichs allein 44,000 Kilom. (5930 d. M.) Linie mit 123,000 Kilom. (16,577 d. M.) Draht; das Europa's 270,000 Kilom. (36,388 d. M.) Linie mit 700,000 Kilometer (64,340 d. M.) Draht, welch' letztere Länge also nahezu der doppelten Entfernung des Mondes von der Erde gleichkommt. Für den ganzen Erdball kann die Länge sämmtlicher Telegraphendrähte auf 2 Mill. Kilom. (270,000 d. M.) angeschlagen werden und vermöchten dieselben hienach den Aequator fünfzigmal zu umspannen.

Die Zahl der einzelnen Telegraphenlinien zu Lande ist natürlich Legion — eine Aufzählung derselben ebenso unmöglich als überflüssig; hat ja in einigermaßen dichtbevölkerten Gegenden nahezu jedes Landstädtchen seinen Telegraphen, oft noch mehr als einer Richtung hin. Geringer an Zahl, wie andererseits an kosmopolitischem Interesse schwerer ins Gewicht fallend, sind die Linien, welche den Ocean durchschneidend weit von einander entlegene Länder und ganze Welttheile, die das Meer trennt, in gegenseitige Verbindung setzen; oder jene, welche über uncultivirte, ja nicht einmal geographisch bekannte Landstrecken gespannt, eine solche Verbindung erzielen. Obwohl ihrer größten Mehrzahl nach erst in den letzten sechs Jahren entstanden, sind gegenwärtig bereits 213 untermeerische Telegraphen-Kabel in Wirksamkeit, welche eine Länge von 80,000 Kilom. (10,780 d. M.) darstellen. Der erste Versuch einer telegraphischen Leitung unter Wasser wurde, und zwar mit Erfolg, im Jahre 1839 zu Calcutta, an der Mündung des Gangesstromes angestellt; im Jahre 1850 erst concessionirte Louis Napoleon, damals Präsident der französischen Republik, einem Herrn Brett zu dem Versuche, eine telegraphische Verbindung Frankreichs mit England herzustellen. Der Erfolg ist bekannt; das erste, im Jahr 1850 gelegte Kabel wurde, kaum in Thätigkeit, von Fischern aufgefangen und durchschnitten, man wählte hierauf eine gesichertere Stelle zur Legung und seit dem Jahre 1851 stehen die beiden Länder auf der Linie zwischen Sangate, bei Calais, und South-Foreland bei Dover, in telegraphischem Verkehre.

Das Beispiel fand rasche Nachahmung und es existirten bereits 12 kleine submarine Kabel in Europa, als auch in der Neuen Welt das Interesse für diesen Gegenstand sich zu regen begann. An die Namen des englischen Ingenieurs F. N. Gisborne und des Amerikaners Cyrus Field knüpft die Geschichte der transatlantischen Kabel an. Der ursprüngliche Plan, die Vereinigten Staaten mit Neufoundland durch Kabel, letzteres mit Irland durch schnell segelnde Paketboote zu verbinden, gebar alsbald den Gedanken, das Kabel durch den atlantischen Ocean selbst zu legen. Im Jahre 1857 bereits gingen von englischer und amerikanischer Seite die Schiffe Agamemnon und Niagara aus, um in der Mitte des Oceans das Kabel zu vereinigen. Dasselbe riß mehreremale und mußte aufgegeben werden. Im folgenden Jahre wurde der Versuch erneuert und scheiterte an stürmischem Wetter. Zum drittenmale, im gleichen Jahre noch, wurde von Neuem begonnen. Am 28. Juli trafen beide Schiffe sich auf hoher See, vereinigten ihre Kabel, versenkten die Vereinigungsstelle und begannen nun, heimsegelnd, die Kabel zu legen, in beständigem telegraphischen Verkehre miteinander; am 3. August waren beide Continente verbunden. Eine Anzahl Beglückwünschungen und etwa 400 Depeschen nachher noch durchliefen das Kabel. Dann blieb es stumm; man vermuthet, daß eine zu starke Spannung desselben über eine noch unbekannte Tiefe des Meeresgrundes das Reißen desselben durch sein eigenes Gewicht herbeigeführt habe.

Gleichwohl wurden die Versuche nicht aufgegeben; nachdem alle Momente, welche auf die Legung und den dauernden Bestand des Kabels Einfluß haben konnten, die genaueste wissenschaftliche Untersuchung gefunden hatten, namentlich die Region des Meeresgrundes, welche das Kabel aufnehmen sollte, durch zahlreiche Tiefseemessungen ihrem Relief nach vollständig bekannt war, segelte im Jahr 1865 der Great-Eastern von Valentia (an der westirländischen Küste) aus, das Kabel an Bord. Auch dieses Jahr brachte noch nicht den gewünschten Erfolg; das Kabel riß und konnte nicht wieder aufgefischt werden. Im Jahre 1866 aber gelangte nicht nur ein neues Kabel glücklich an die amerikanische Küste, sondern es wurde auch das Kabel des Vorjahres wieder aufgefunden, vervollständigt, und wurden so auf einmal zwei transatlantische Linien hergestellt. Seitdem ist die telegraphische Verbindung Europa's mit Amerika nicht wieder unterbrochen worden. Vor Kurzem aber ist das ältere Kabel abermals gerissen, 568 englische Meilen von Valentia, in einer Meerestiefe von 3700 Metern. Man ist noch unschlüssig darüber, ob man es wieder auffischen solle; die Kosten dieser Operation sind zu 3,800,000 Frs. veranschlagt.

Im Jahre 1869 durchfuhr der Great-Eastern abermals kabelversenkend den atlantischen Ocean; es galt, Frankreich mit Amerika in eine directe Verbindung zu setzen; der Ausgangspunkt auf französischer Seite war Petit-Minou bei Brest. Auf der Höhe von St. Pierre Miquelon, südlich von Neufoundland, dem ersten Landungsplatze des englisch-amerikanischen Kabels, welcher auch zur Station des französisch-amerikanischen bestimmt war, angekommen, kündigte der Great-Eastern durch das Kabel, welches er eben gelegt hatte, und das englisch-amerikanische Kabel sich dortselbst an und erhielt auf gleichem Wege die Antwort, daß Alles zu seiner Aufnahme bereit sei. Die Botschaft hatte viermal den atlantischen Ocean durchlaufen.

Zahlreicher noch, als die bereits gelegten atlantischen Kabellinien sind die Projecte solcher, welche zum Theile für die nächste Zeit zur Ausführung bestimmt sind. Die französische Compagnie will, nachdem ein Versuch ihrer Fusion mit der englischen fehlgeschlagen ist, ein zweites transatlantisches Kabel zwischen Cap Landsend in Cornwall und Halifax legen; eine andere Compagnie beschäftigt sich mit dem Project, Cap Landsend mit den Bermudainseln telegraphisch zu verbinden und von letzteren aus die Linie in zwei Richtungen, nach New-York einerseits, nach St. Thomas in den Antillen anderseits sich gabeln zu lassen. — Im Jahre 1870 wurde der Plan gefaßt, vom Norden Schottlands über die Orkaden, die Färöer Inseln, Island und Südgrönland ein Kabel nach Labrador und Quebeck zu legen. Die erste Section des Kabels aber riß bereits zwischen Schottland und den Orkaden und seitdem ruht das Project. — Ernstlicher in Angriff genommen und der Ausführung näher ist der Plan, das Cap St. Vincent, die Südwestecke von Portugal, mit Madeira, den Cap Verdi'schen Inseln und Cap St. Roque in Brasilien zu verbinden. Das erforderliche Kapital im Betrage von 31½ Millionen Francs ist im vergangenen Februar zu London vollständig gezeichnet worden und soll Ende des Jahres 1874 die Linie dem Verkehre übergeben werden. — Endlich hat eine „chino-japanesische" Compagnie sich gebildet, zu dem Zwecke, von Quebeck aus den amerikanischen Continent mit einer Telegraphenlinie zu kreuzen, und über Alaska und die Beringsstraße Japan und China zu gewinnen; es wäre dieß der erste Versuch, Asien mit Amerika in directe telegraphische Verbindung zu setzen.

England, auf submarine telegraphische Correspondenz mit seinen Nachbarstaaten allein angewiesen, ist auch der Centralpunkt der zahlreichsten Telegraphenkabel geblieben. Nicht weniger als sechs solcher kreuzen gegenwärtig den Canal nach der Nordküste Frankreichs, fünf den St. Georgskanal und die irländische See zur Verbindung mit Irland und Amerika, sechs die Nordsee nach Belgien, Holland und Hannover. Mit Rußland hat Großbritannien eine doppelte Drahtverbindung: eine erste von Newbiggin (Northumberland) nach Söndewig, durch Dänemark, über die Inseln Moen und Bornholm und durch die Ostsee nach Libau an der russischen Küste; und eine zweite von Peterhead (Aberdeenshire) nach Egersund in Norwegen, quer durch die skandinavische Halbinsel und von Grislehamm auf schwedischer nach Nystad auf russischer Seite. Beide Kabel wurden im Jahre 1869 gelegt. — In jüngster Zeit wurde auch die Versenkung eines Küstenkabels vollendet, welches London in directen Verkehr mit der nordspanischen Stadt Bilbao setzt. — Endlich besteht noch eine kurze, submarine Kabelverbindung über den Skager Rack, zwischen Hirtshals in Jütland und Arendal in Norwegen als Endpunkten.

Die ersten Versuche der Kabellegung im Mittelmeere wurden bereits im Jahre 1853 angestellt, allein erst im Jahre 1870 gelang es, Marseille mit Bona in Algier zu verbinden. Gegenwärtig bestehen noch kleinere Kabellinien zwischen Spanien und den Balearen, von Italien nach den Inseln Corsika und Sardinien, von Otranto nach Valona (Türkei) einerseits, nach Corfu und Athen andererseits. Projectirt sind die Linien Triest-Corfu-Alexandrien und Marseille-Algier.

Die Linien des Mittelmeeres, dessen bedeutendstes Telegraphenkabel wir noch unerwähnt gelassen, leiten uns unmittelbar auf das Telegraphennetz Asiens hinüber, welches den Zweigen eines Baumes gleich von dem Hauptstamme, der anglo-indischen Telegraphenlinie ab sich verzweigt. Von Falmouth in England ausgehend, biegt dieses Kabel um die Westecken Frankreichs und der pyrenäischen Halbinsel, berührt Lissabon, Gibraltar, zieht dann geradlinig auf Malta, wo dasselbe von Italien herüber die Depeschen aus Europa, von Bona her die aus Afrika empfängt. Dann läuft die Linie über Suez ins rothe Meer, um das Cap Aden, und quer durch den indischen Ocean nach Bombay. Von Bombay bis Madras hat der Telegraph Landverbindung, taucht dann ins bengalische Meer und berührt zu Penang (nördliches Ende von Sumatra, zu Singapore (südliches Ende von Malakka) zu Saigon und endlich zu Hongkong das Land. Die Linie ist im Besitze von sieben vereinigten Compagnien, die ihren Hauptsitz zu London haben. Die Telegraphenlinie Englands-Indien wurde im Jahre 1870 fertig gestellt; ihre weiteren Fortsetzungen sind noch jüngeren Datums. Eine gerade Verbindung Marseille-Honkong mit Abzweigung nach Borneo und Singapore ist ernstlich in Aussicht genommen. — Eine zweite, und zwar dreifache europäisch-asiatische Verbindung vereinigt sich mit der Hauptlinie in Bombay; von Abuschir am persischen Golf laufen diese Linien gemeinsam die Küste des persischen und arabischen Meeres entlang. Die erste derselben geht von Cromer in England aus, über Hannover, Berlin, Wien, Constantinopel, und durch Kleinasien; die zweite von Newbiggin über Dänemark nach Libau, über Warschau nach Odessa, durch das schwarze Meer nach Tiflis, von da nach Abuschir; die dritte von Peterhead durch Schweden nach St. Petersburg, Moskau, Charkow und Tiflis, wo sie mit der zweiten sich vereinigt.

Die Ueberland-Verbindung der russischen Kaiserstadt mit Sibirien ist bereits seit dem Jahre 1863 vollendete Thatsache. Die bis Kiachta an der chinesischen Grenze fortgeführte Linie wurde im Jahre 1871 mit Umgehung des himmlischen Reiches längs der Schilka und des Amur nach Alexandrowsk, von dort unterseeisch nach Naugasaki auf Japan, nach Schanghai und Hongkong fortgeführt. Seit wenigen Monaten erst ist der ungeheure elektrische Kreis, von London durch das atlantische, mittelländische, rothe und indische Meer, über Indien, China, Sibirien und Rußland nach London zurückgeschlossen.

Die europäisch-australische Kabelverbindung, jüngeren Datums noch, als die europäisch-asiatischen Linien, zweigt von den letzteren bei Singapore ab; von dort geht ein Kabel nach Batavia, anschließend an den Telegraphen, welcher Java seiner ganzen Länge nach durchläuft. Ein anderes Kabel geht über die Insel Timor nach Port Darwin an der nordaustralischen Küste. An sie schließt sich der australische Ueberland-Telegraph nach Adelaide, mitten durch den, vorher so gut wie unbekannten Continent Australiens gelegt, eine der denkwürdigsten Unternehmungen der Neuzeit. In den letzten Monaten des vorigen Jahres erst wurde dasselbe vollendet; und schon sind neue Projecte einer telegraphischen Durchschneidung Westaustraliens in Ausführung begriffen. Nicht allein der Verkehr zwischen civilisirten Ländern vermittelt der Telegraph, er wird vielmehr selbst Pionier der Cultur und bahnt der geographischen Forschung ihre Wege.

Seit dem Jahre 1859 bereits ist Melbourne mit Tasmanien (Van Diemens Land) durch ein Kabel verbunden, und mit dem Ende dieses Jahres wird der gleiche Zusammenhang zwischen Sydney und Neuseeland bestehen, welch letzteres bereits ein vollständiges Land-Telegraphennetz besitzt.

Wir stehen nun vor einer großen, zur Zeit noch unausgefüllten Lücke, welche noch nicht erlaubt, den elektrischen Funken um den Erdball herum, von Paris z. B. wieder nach Paris zu senden; es fehlt zur Zeit noch eine direkte Kabelverbindung Amerikas mit Australien und Asien. An Projecten einer solchen Verbindung mangelt es jedoch keineswegs und ist die Ausführung wenn nicht aller, so doch einiger dieser Projekte nur eine Frage der Zeit, und wahrscheinlich der allernächsten Zeit. Der Unternehmungsgeist des Amerikaners Cyrus Field, der bereits über den atlantischen Ocean den Draht spannte, ruht auch vor dem stillen Meere nicht. Zwei Linien sind es, welche Herr Field zur nächsten Ausführung in Vorschlag bringt: 1) Von Victoria (Columbia an der Westküste Nordamerika's) nach der sibirisch-russischen Linie, über die Aleuten und Yokohama, mit Abzweigung nach Schanghai; und 2) von San Francisco nach den Sandwich-Inseln, von da sich gabelnd nach Japan und Sibirien einerseits, über Neu-Caledonien nach Süd-Australien andererseits. — Weitere Projecte betreffen die Verbindung Amerika's mit China, eine nordische Linie von Neu-Archangel über Kamtschatka und Petropawlowsk nach Sibirien, vom Cap der guten Hoffnung und Natal nach Madagaskar und Aden.

Zur Vervollständigung des Verzeichnisses ist noch der submarinen Linien in den Antillen Erwähnung zu thun. Seit 1868 ist die Havana mit Florida verbunden; jedes Jahr fügt der telegraphischen Kette einige Glieder hinzu, vergangenes Jahr ist sie vollendet bis Demerara in englisch Guyana. Projectirt ist die Verbindung der Havana mit New-Orleans und Veracruz, Jamaika's mit Colon und Panama, an welche eine Küstenlinie längs Columbia, Peru, Bolivia und Chile sich anschließen und in Valparaiso endigen soll; letzteres steht quer den südamerikanischen Continent mit Montevideo bereits im telegraphischen Zusammenhange. Mit der Fortsetzung der Kabel-Linien über Rio-Janeiro, Pernambuco und Cayenne wieder nach Demerara wird ein großer südamerikanischer Cyclus geschlossen sein und in nicht ferner Zeit mögen bis in die Magelhansstraße hinein die elektrischen Drähte reichen.

So zieht sich Jahr für Jahr enger das Netz um den Erdball zusammen, welches von Ort zu Ort von Küste zu Küste das geflügelte Wort dahin trägt und unsere eigenen Gedanken, mit denen unserer Antipoden verkettet. Von der Großartigkeit dieser Leistungen gibt eine Berechnung, welche Hr. M. W. Huber in seinem Vortrage anstellt, einen annähernden Begriff: Im Jahre 1801 passirten 33,000 Depeschen die europäisch-indischen Linien. Die Zahl von 45 Tagen als Durchschnittszeit angenommen, welche ein Brief gebraucht, um von Europa nach Indien, Australien oder China zu gelangen (eine Zahl, die eher unter, als über der reellen Wirklichkeit steht), während eine Depesche in längstens zwei Tagen an ihrem Bestimmungsorte ankommt, ergibt für jede Depesche einen Gewinn von 43 Tagen, für die 33,000 Depeschen eines Jahres sohin einen Zeitgewinn von 40 Jahrhunderten. Die nämliche Berechnung auf die 240,000 Depeschen angewendet, welche jährlich die transatlantische Kabel durchlaufen, ergibt einen Gewinn von 65 Jahrhunderten. Demnach wird durch den transoceanischen Telegraphen, seinem gegenwärtigen Bestande nach, in jedem Jahre die Zeit von mehr als 10,000 Jahren gewonnen.

Eine scharfe Cur.

In der Wissenschaft der Rechte gab es Viele, welche Mark Mungen überlegen waren; in den Künsten der Praxis standen Wenige ihm gleich. Seine Stärke bestand darin, daß er einen Proceß in die Länge zu ziehen verstand.

Er wurde etwas spät im Leben Advokat; seine Rechtskenntnisse hatte er sich in den zahllosen Processen erworben, wo er selbst der Verklagte war. Früher hatte er einen Branntweinschank gehabt, hatte aber fallirt, weil, wie er behauptete, eine Mäßigkeitsgesellschaft gegen ihn conspirirt hatte.

Er war der begünstigte Sachwalter aller schlechten Schuldner. Wenn einem solchen viel daran lag, Zeit zu gewinnen, so wählte er sich unveränderlich Mark zu seinem Advocaten. Er war in der Rechtspflege ein wahrer Fabius, — ein wanderndes Formbuch für Processe, die in die Länge gezogen werden sollten. In seinen eidlichen Aussagen war eine rührende Beredtsamkeit, die ein weniger abgehärtetes Herz, als das des vorsitzenden Richters, bei dem sie oft nutzlos war, erweicht haben würde.

„Es thut mir leid, Bruder Mungen," war die gewöhnliche Antwort des Letzteren, „aber die Sache kann nicht länger aufgeschoben werden."

Aber daraus durfte man durchaus nicht folgern, daß sie wirklich zur Verhandlung kam.

Mark setzte sich dann traurig nieder, während sein Gegner sich erhob, um die Verhandlung zu eröffnen, aber dann fand es sich, Zehn gegen Eins, daß ihm irgend ein wichtiges Papier fehlte, und dann war Mark's Gegner selbst gezwungen, um eine Vertagung zu bitten, in die Mark huldreich einwilligte. Das fehlende Dokument fand sich später wieder, wahrscheinlich in einem falschen Fache, und die Advocaten zankten dann mit dem Gerichtsschreiber, der die Schuld den Advocaten zuschrieb, und so endete die Sache. Es war eine bekannte Thatsache, daß dieses Verschwinden von Documenten beinahe jedesmal in den Processen stattfand, an denen Mark betheiligt war.

Ein Proceß Mark's war nach vielen Vertagungen als peremtorisch auf die Rolle gesetzt worden. Mark erschien für den Verklagten; er war fast stets auf dieser Seite. Es handelte sich in diesem Proceß darum, ein betrügerisches Document für ungültig zu erklären, das von Mark selbst aufgesetzt war, um einen Clienten, der sich in Verlegenheit befand, in den Stand zu setzen, sein Eigenthum zu decken.

Der Proceß war so oft vertagt worden, als es nur möglich war, und der Richter sagte, er müsse jetzt verhandelt werden.

Mark machte einen letzten Appell. Er hatte abwesende Zeugen und kranke Zeugen, und er fühlte sich selbst nicht ganz wohl. Aber diese Angaben waren sämmtlich nutzlos.

„Beginnen Sie, meine Herren," sagte der vorsitzende Richter kurz.

Da Mark fand, daß jede weitere Auseinandersetzung von seiner Seite nutzlos sein werde, so setzte er sich mit der Miene eines Märtyrers nieder, der seine Krone erwartet.

Sein Gegner, Watt Willey, ein scharfsichtiger, kleiner Mann, scharf wie ein Dornenstrauch und munter wie ein schottischer Dachshund, erhob sich, um die Verhandlung zu eröffnen. Nach wenig Augenblicken begannen seine Finger nervös zu zucken und die Papiere in seiner Hand rauschten, als er sie durchblätterte.

„Ich finde unsere Depositionen nicht," stammelte er ängstlich.

Er suchte von Neuem, aber nutzlos nach dem Aktenstück.

„Können Sie die Sache nicht verhandeln, ohne dieselben?" fragte der Richter.

„Nein, Eure Gnaden."

„Gut, gut, Bruder Willey," sagte Mark mit der gütigen Miene eines Mannes, der bereit ist, Böses mit Gutem zu vergelten. „Ich will mich keines Vortheils gegen Sie bedienen. Der Proceß mag bis zum nächsten Termin der Gerichtssitzungen vertagt werden."

„Aber ich will ihn gar nicht auf so lange Zeit verschoben haben," entgegnete sein Gegner scharf. „Haben Sie Etwas von den Papieren gesehen, Herr Mungen?"

„Nicht seit gestern," antwortete Mark, „wo ich sie in dem Zimmer des Gerichtsschreibers durchgelesen habe."

„Sie mögen es vergessen und sie in Ihre Tasche gesteckt haben?"

Mark durchsuchte seine Taschen pro forma und schüttelte den Kopf.

Zuletzt bat Watt, die Sache bis zum nächsten Morgen zu verschieben. Dagegen protestirte Mark entschieden. Er wolle seinem gelehrten Bruder nicht mit dem Maße messen, mit dem dieser ihn zu messen versucht habe. Er wollte nicht suchen, ihn unvorbereitet zur Verhandlung des Processes zu zwingen. Das sei seine Praxis nicht. Aber wenn ein Proceß aufgerufen sei, dann sei die Regel ihn zu verhandeln oder ihn bis zum nächsten Termin zu verschieben. Sein gelehrter Bruder möge zwischen Beiden seine Wahl treffen.

Der Richter hielt aber Watt's Verlangen nicht für unvernünftig und bewilligte es.

Nun wurde das Bureau des Gerichtsschreibers ganz durchsucht, aber die verlorenen Papiere waren nirgends zu finden. Der Gerichtsschreiber wußte bestimmt, daß er sie nicht verlegt habe und daß ihr Verlust blos zwischen den beiden Sachwaltern liegen müsse.

Mark und Watt logirten in einem und demselben Hotel, und am Abend desselben Tages, wo das Obige sich zutrug, besuchte der Erste, welcher die Geselligkeit liebte, nach seiner Gewohnheit das Zimmer des Letztern.

Watt ruhte nach seiner Arbeit auf dem Sopha.

„Kommen Sie herein," sagte er, ohne aufzustehn, „und holen Sie sich selbst eine Erfrischung. Sie finden die Bouteille auf dem Simse im Cabinet."

Mark kannte die Stelle und wartete nicht auf eine zweite Einladung. Er zog den Kork heraus und sagte zu seinem Collegen:

„Auf besseres Glück für das nächste Mal!" Mit diesen Worten führte er die Bouteille an seine Lippen, nahm einen tüchtigen Schluck und dann einen zweiten, als auf seinem Gesichte eine schreckliche Veränderung vor sich ging. Die heiteren Falten auf demselben versteiften sich zu festen Linien. Seine Augen standen voll Wasser. Seine Gesichtsfarbe wurde purpurroth. Seine Lippen zogen sich in der Gestalt zusammen, die sie angenommen haben würden, wenn er eine Todtenmesse hätte pfeifen wollen. Anstatt den zweiten Mund voll zu verschlucken, spuckte er ihn über die Stubenflur aus, als werde er von einer Feuerspritze ausgestoßen. Watt sprang auf seine Füße.

„Um des Himmels willen," rief er aus, „was ist das?"

„Jo," keuchte Mark, „zum Teufel was ist das?"

„So wahr ich lebe, die unrechte Bouteille."

„Die unrechte, was?"

„Die unrechte Boteille!" rief Watt, der sie ihm aus der Hand riß, — „das Wanzengift der Wirthin."

„Sehen Sie," auf das Flaschenschild zeigend: „Corrosive Sublimate — Gift!"

„Senden Sie nach einem Arzte!" schrie Mark, der auf das Bett niedersank.

„Es ist nutzlos, — Sie sind ein todter Mann!"

„Schicken Sie nach einem Doctor, sage ich, und nach einer Magenpumpe!" brüllte Mark. „Schnell! Schnell! Ich verbrenne!"

Watt sandte einen Boten nach dem nächsten Arzte.

„Wenn Sie Etwas zu sagen haben, so werden Sie wohl thun, es nicht zu verschieben," rieth Watt ihm.

Eine kurze Zeit war Mark vor Todesangst sprachlos.

„Watt," keuchte er zuletzt matt.

„Nun?"

„Sie wissen, ich habe mich immer bemüht, als ein Ehrenmann zu leben."

Watt kehrte sich um, von einer Art von Rührung überwältigt.

„Es ist Ihnen bekannt," fuhr Mark fort, „daß wir in unseren letzten Augenblicken fähig sind, uns an Sachen zu erinnern, die wir bis dahin vergessen hatten."

Watt hatte das gehört.

„Wohl, es scheint mir, — ich bin dessen nicht ganz sicher, aber ich wünsche es, ehe ich sterbe, vom Herzen zu haben —, daß ich eine schwache Erinnerung habe, jene Dispositionen in meine innere Rocktasche gesteckt und sie dort vergessen zu haben."

Eine schwache Erinnerung, Etwas vergessen zu haben, war für Watt eine merkwürdige psychologische Thatsache; aber ohne sich dabei aufzuhalten, darüber nachzudenken, fuhr er mit seiner Hand in die bezeichnete Brusttasche und zog die vermißten Papiere heraus.

Eben kam der Arzt und in einer kurzen Frist mußte Mark eine Dosis Lobelia einnehmen, die sehr bald weder ein Gift noch sonst Etwas in seinem Magen zurückließ.

„Natürlich werden Sie mich nicht zwingen, heute unseren Prozeß zu verhandeln?" fragte Mark, als Watt ihn am nächsten Morgen besuchte.

„Natürlich werde ich das thun," war Watt's Antwort.

„In meiner jetzigen Lage?"

„In Ihrer jetzigen Lage."

„Ich werde einen Eidschwur ablegen."

„Und ich einen anderen."

„Ich werde beschwören, daß ich von den Wirkungen des Gifts noch leidend bin."

„Und ich werde beschwören, daß das einzige Gift, das Sie nahmen, eine mäßige Dosis von Bourbon war, den ich mit Cayenne-Pfeffer gewürzt hatte. Ich mischte ihn selbst und glaube, daß die einzige Medizin ist, die je Ihnen die Wahrheit entlockte."

Der Prozeß wurde verhandelt.

Durch Inseraten.

Ehen werden im Himmel geschlossen, heißt es in einem alten Sprichwort: aber dasselbe muß schon sehr alt sein, denn fast will mir scheinen, daß die meisten Ehen heutzutage im Inseratentheile der Localblätter geschlossen werden. Ich kenne einen sonst höchst nüchternen Mann, welcher mit einer Art von Begeisterung versichert, daß diese Art Ehen die besten und erfreulichsten seien, weil die meisten nur auf — „Probezeit" engagirt werden. Ein anderer Vortheil der „Heiraths-Ankündigungen" dürfte darin zu sehen sein, daß dieselben allen majorennen und heirathsfähigen Damen die Hoffnung offen halten, noch „an den Mann zu kommen," wenn ich mich so ausdrücken darf, und wenigstens können sie durch dieselben in einer gewissen erwartungsreichen und daher freudigen Beziehung zur Männerwelt bleiben. Etwas mehr schien das folgende bescheiden gehaltene Inserat zu bezwecken:

„Eine Wittwe in gesetztem Alter, welche eine gut eingerichtete Wohnung und ein ausreichendes Einkommen hat, sucht, des Alleinseins müde, einen Lebensgefährten in noch rüstigem Alter und in entsprechenden Verhältnissen —."

Herr Zapsel, ein ältlicher und natürlich dicker Bierbrauer, der sein Schäfchen im Trockenen hat, ebenfalls Wittwer seit zehn Jahren, hatte sich die Adresse verschafft und machte sich auf die Strümpfe, um die Dame aufzusuchen.

Er ging mit einiger Anstrengung in den vierten Stock eines Vorstadthauses hinauf und ließ sich durch die Magd anmelden.

* * *

Herr Zapsel bemerkte bei seinem Eintritte eine hübsch aufgeputzte Dame, welche in voller Erwartung zu sitzen schien. Schön war sie nicht nicht aber ziemlich alt, sah aber noch ganz resolut aus. Ihr Blick, der scharf, etwas stark herausfordernd und zugleich recht freundlich war, sagte ihm nicht sonderlich zu, aber das Aeußerliche, der „ganze Anstrich" mit Einbegriff der Einrichtung, mochte seinen Zwecken entsprechen. Die Dame sah den robusten Mann, welcher Stattlichkeit mit Kraft und Würde zu vereinigen schien — und mit bezauberndem Lächeln nöthigte sie ihn Platz zu nehmen. Einen Augenblick saß das Pärchen schweigend. Er glaubte die Verpflichtung zu haben, zuerst zu reden und sprach flüsternd:

„Gnädige Frau stehen mit dem Inserat im Zusammenhang —"

„Ich bin es selbst," lächelte sie mit verschämter Offenheit.

Ihr Auge suchte dabei das seinige, welches in der angebornen oder angewöhnten Freundlichkeit fortfuhr zu blinzeln.

„Ich bin in der That geneigt, mein Junggesellenleben aufzugeben," sagte er; „es kommt nichts dabei heraus und ich liebe die Bequemlichkeit."

Die Dame hüstelte und lächelte, als wollte sie sagen: Ganz mein Fall.

* *

Er betrachtete sie jetzt näher und bemerkte am Halse zwei Erhöhungen, welche an einem anderen Platze und in anderen Umrissen möglicher Weise reizend hätten sein können; er bemerkte auch bei ihrem Lächeln eine Reihe Zähne, welche nicht im Einklange stand mit den zahlreichen Runzeln und der Schminke im Gesichte und sonst bemerkte er Nichts. —

„Ein stilles Hauswesen mit einer gemüthlichen Ansprache," fuhr Herr Zapsel fort, „war seit lange mein sehnlichster Wunsch. Ich bin ein vermöglicher Mann und eine Frau würde es bei mir ganz gut haben. .."

Dann setzte er mit einer ernsten Betonung hinzu:

„Ich liebe nichts mehr als eine gute Hausmannskost ...."

Sehen Sie," sagte die Dame, „das trifft sich ja prächtig; ich bin nicht ungeschickt im Kochen, meine Bekannten behaupten, daß keine Köchin besser Kartoffelnudeln macht, wie ich und erst die Zwetschenknödel —"

„Das Gesicht des Herrn Zapsel leuchtete.

„Meine Leibspeisen!" sagte er entzückt.

„Also der Herr ist ein großer Verehrer von Zwetschenknödel — wie schade, daß wir jetzt nicht in der Jahreszeit sind —"

Herr Zapsel blickte sie mit freudiger Bewunderung an; er schien den Wink zu verstehen.

„Wie meine Gnädige —?" fragte er gespannt aber schüchtern.

„Es müßte eine prächtige Schüssel beim Hochzeitsessen sein."

Herr Zapsel hob sich freudig bewegt von seinem Sessel:

„Sie sind eine ganz g'schmackhafte Frau," sagte er mit Pathos.

Die Dame streckte ihm ihre Hand entgegen und Herr Zapsel fühlte einen merkwürdig warmen Druck. —

Seltsam! Dieser Druck war für den dicken Herrn Zapsel ein Guß kalten Wassers. Den feurigen Augen der Dame setzte er nur einen blöden verschämten Blick entgegen.

„Ich habe aber noch eine Bemerkung zu machen," bemerkte er mit leiser Stimme, „eine Bemerkung, welche unseren eingehenderen Verhandlungen vorangehen müßte."

Die Dame drückte ihm wieder freudig die Hand und ersuchte ihn an ihrer Seite Platz zu nehmen.

„O Sie Schlankel," lachelte sie selbstgefällig; „in Bezug auf den Hochzeitstag haben Sie gewiß noch besondere Bestimmungen zu treffen."

„Hochzeitstag? nein, im Gegentheil; ich wünsche keinen Hochzeitstag zu feiern," stieß er mit sichtlicher Selbstüberwindung heraus.

„Wie soll ich das verstehen?" fragte die Dame verblüfft.

Herr Zapsel betrachtete nachdenklich — und es war eine bedeutsame Nachdenklichkeit — ein gewisses breites Möbelstück im Zimmer und wiederholte.

„Nein damit ist es nichts, gar nichts ..."

„So — — —" machte die Dame, es war ihr offenbar ein Licht aufgegangen, „so — so — dann muß ich sehr bedauern —"

Sie hatte sich erhoben und machte eine sehr verbindliche Verbeugung und dann noch eine Verbeugung.

Herr Zapsel bemerkte nicht, daß in diesen stolzen Bewegungen ein fataler Hohn lag.

Er verbeugte sich ebenfalls und ging.

Auf der Treppe murmelte er: „Schade — Schade — um die Zwetschenknödel — es wäre eine Ehe wie im Himmel geworden."

Die Hauskatze und die Wildkatze.

Eine Thierstudie.

Von

Dr. S. Behrend.

Es ist ein Streit unter den Gelehrten, ob die wilde Katze von der zahmen abstamme oder die zahme von der wilden. Wir wollen uns in diesen Streit nicht einlassen, sondern nur bemerken, daß beide zu einer Sippe gehören, und daß unsere Hauskatze sehr leicht verwildern kann und daß sie alsdann an Grausamkeit der wilden Katze wenig nachsteht.

„Falsch wie eine Katze", sagt man, und dieses Wort ist wahrscheinlich durch die Art entstanden, wie die Katze mit der gefangenen Maus spielt: Sie fängt das Thier, läßt es laufen, fängt es wieder, beißt hinein, läßt es wieder laufen, fängt es, wirft es mit den Vorderpfoten hin und her und setzt dieses grausame Spiel so lange fort, bis die Maus todt ist, worauf die Katze sie verzehrt.

Nicht allein der Maus und der Ratte stellt die Katze nach, sondern auch Vögeln, und sie sitzt oft stundenlang vor einem Vogelbauer und wartet die Gelegenheit ab, den gefiederten Insassen an den Kragen gehen zu können.

Auf dem Lande, in der Nähe von Dörfern sehen wir die Hauskatze oft in den Feldern umherschleichen oder sich in die Waldungen wagen, und wehe dann dem Vogel und seinem Neste, dem von ihr beizukommen ist. Wehe auch dem jungen Hasen oder dem Kaninchen. Allerdings brennt ihr der Jäger manchmal eins auf auf den Pelz, weil sie den nützlichen Singvögeln zu vielen Schaden zufügt, allerdings wird sie zuweilen von einem kurzsichtigen Sonntagsjäger für einen Hasen gehalten, aber „die Katze läßt das Mausen nicht." Auch Fischen stellt die Katze gerne nach, nur kann sie diese nicht in ihrem nassen Elemente aufsuchen; dafür aber weiß sie sie besser vom Küchentische zu ergattern, und es ist ihr gleich, ob es theure Karpfen oder billige Stinte sind. —

Besonders gierig ist sie nach den Eingeweiden der Fische. Ueberdies ist sie keine Kostverächterin und nimmt auch mit Gräten fürlieb. Von Getränken liebt sie am meisten Milch, doch trinkt sie dieselbe auch mit Wasser vermischt, selbst Wasser. Wohlerzogene Katzen besonders die Miezen alter Jungfrauen, trinken auch süßen Kaffe mit Milch.

Die zahme Katze zählt vier Hauptvarietäten: Die getigerte Cyperkatze, grau mit schwarzen Streifen, die angorische Katze, mit langen, silberweißen Haaren, die besonders in Frankreich beliebt ist, die spanische Katze, schwarz, weiß und rothgelb, die Karthäuser Katze, mit dunkelgrauen, feinen und langen Haaren.

In manchen Gegenden ist der Balg einer schwarzen Katze ein gern gesehener Artikel, doch machen die Katzenjäger auch auf graue 2c. Jagd.

In Deutschland weiß man von der zahmen Katze erst seit dem zehnten Jahrhundert, dagegen war sie in Afrika schon im grauen Alterthum bekannt und bei den Egyptern ein geheiligtes Thier. In Deutschland dagegen hielt man sie nicht für heilig, sondern der Aberglaube brachte sie mit Zauberern und Hexen in Zusammenhang, und „Katzengebet kommt nicht in den Himmel", sagt man.

Im Volksmunde spielt die Katze eine große Rolle, z. B. „Die Katze läßt das Mausen nicht", oder: „Wenn de Kat en Ei leggt", oder: „Wenn die Katze den Bart streichelt, kommen Fremde" und noch andere mehr.

Im Allgemeinen ist die Katze nicht beliebt, man duldet sie, weil sie die Ratten und Mäuse vertreibt. „Falsch wie eine Katzen, sagt man. Allerdings ist die Katze nicht so offen und ehrlich wie der Hund, ihr Hausgenosse, aber falsch geradezu ist sie nicht und ihr Spiel mit der Maus beruht nicht auf grausamer Lust, sondern darauf, daß sie ihr Opfer erst tödtet, bevor sie es verspeist; sie macht ein gleiches Manöver mit dem Aal; sie beißt so lange auf seinen Kopf los, läßt den Fisch so lange sich krümmen und schlängeln, bis er todt ist.

Gegen ihre Jungen ist die Katze zärtlich, doch kommt es zuweilen vor, daß sie eines davon auffrißt. Ich erinnere mich eines solchen Falles. Die Katze hatte vier Junge geworfen, von denen das eine fast ohne Haare war, und während sie drei zärtlich säugte, litt sie das unbehaarte, nicht an sich heran und fing schließlich an, an dessen Schwanz zu kauen. Als man sie von ihrem Opfer verscheuchen wollte, sprang sie mit demselben davon und verkroch sich und setzte ihr Vorhaben fort, bis es gelang, ihr das Kätzchen abzujagen, worauf dasselbe, schon mehr todt als lebendig, ersäuft werden mußte. Dieselbe Katze ließ später eines ihrer Jungen todthungern, während ihre andern zu gleicher Zeit geborenen Kinder gewissenhaft von ihr genährt wurden.

Fremden gegenüber ist die Katze sehr gefährlich, wenn man sich ihren Jungen nähert, dagegen läßt sie es von befreundeter Hand geschehen, daß man dieselben aus dem Neste nimmt. Sie geht nur ängstlich miauend um die Person herum, die ihr Junges trägt, und wenn man letzteres auf den Erdboden setzt, so nimmt sie es sanft in's Maul und trägt es davon.

Eine Katze war sehr zutraulich zu den Hausbewohnern und sie folgte denselben sogar, als sie eine neue Wohnung bezogen, was bemerkenswerth ist, da die Katze mehr dem Hause als dessen Bewohnern anhängt. Nach einiger Zeit bekam das Thier Junge, und man war so grausam, in ihrer Abwesenheit, dieselben zu ertränken. Suchend und kläglich miauend ging die Katze im Hause umher, und als sie die Jungen nicht fand, verließ sie das Haus und kam nicht wieder. Dagegen wurde sie oft in der Nachbarschaft gesehen.

Eine Wittwe in Frankfurt a. O. hatte eine große schwarze Katze, die stets um sie war und sogar Nachts bei ihr schlief, und so an ihre Herrin gewöhnt war, daß sie von Niemanden Futter nahm, als von dieser. Einmal mußte die Wittwe verreisen und sie trug ihren Leuten auf, nur recht gut für die Katze zu sorgen, aber diesem Auftrage konnte nicht Folge geleistet werden, denn mit dem Fortgang der Herrin war die Katze verschwunden. Als am andern Morgen die Magd nach der Milch sah, war diese verschwunden. Dasselbe wiederholte sich am folgenden Morgen und so fort, ohne daß man den Dieb gewahrte. Nach einiger Zeit kehrte die Herrin von ihrer Reise zurück und plötzlich war die Katze wieder da, aber auch die Milch wurde von da an nicht wieder genascht.

Solche Fälle von Klugheit der Katzen, deren es überdies mehrere Beispiele giebt, verdienen um so mehr erwähnt zu werden als man die Katze im Allgemeinen für dumm hält. Von einem Menschen, der Nichts begreifen kann, sagt man, er habe einen „Katzenkopf." — In machen Gegenden läßt man die Kinder, besonders die Knaben, nicht gern mit der Katze spielen, weil sie alsdann „schwer von Begriff" werden.

Wenn man der Katze den Bart abschneidet, sagt man, fange sie keine Mäuse. Ob diese Behauptung begründet ist, möchten wir weder bejahen noch verneinen, dagegen ist es begründet, daß die Katze dann erst gut auf die Mäuse geht, wenn sie Junge gehabt hat. — Die Jungen unserer Hauskatze in der Stadt sind gewöhnlich eheliche Kinder, allerdings mit sehr weitem Gewissen betrachtet; dagegen sind die Kinder der Hauskatze auf dem Lande oft Bastarte, denn die Katze paart sich mit der ihr begegnenden wilden Katze (Wildkatze oder Kuder), und die Jungen, obschon im Hause geboren, neigen alsdann sehr zu der Lebensweise des Vaters.

Die Wildkatze kommt in allen größeren Waldungen Europa's war. Sie ist um ein Drittel größer und schwerer als die Hauskatze, hat ein bräunlich graues Fell mit schwarzen Streifen, eine rothe Nase und einen dick behaarten Schwanz. Sie lebt gern in großen, ruhigen Wäldern, besonders Bergwäldern, liegt bei gutem Wetter im Dickicht, bei schlechtem in hohlen Bäumen, Felsspalten oder Fuchsbauten und geht am Tage sowohl als bei Nacht auf Raub aus. Die Art ihre Beute zu erhaschen, ist die der Hauskatze: sie beschleicht dieselbe. Ihr lautloser Tritt, die Gewandtheit der Bewegungen, die Sicherheit im Springen und Klettern 2c. kommen ihr ungemein zu Statten. Daher ist sie auch dem Haar- und Federwild sehr gefährlich und man stellt ihr eifrig nach. Unter Kaninchen, Hasen, Rehen, Fasanen und Haselhühnern richtet sie große Verheerungen an, und ein Braten von genannten Thieren wäre eine Seltenheit, wenn man die Wildkatze unbehelligt ließe.

Die Paarungszeit der Wildkatze fällt im Februar und nach neun Wochen wirft sie vier bis sechs Junge, denen sie, wenn sie nicht mehr säugt, Hasen, Kaninchen 2c. zuträgt. Sind die Jungen dagegen so weit, daß sie ihr Brod selbst verdienen können, so jagen die Alten sie fort, um ungestört in ihrem Revier jagen zu können.

Der Balg der Wildkatze hat wenig Werth, weil derselbe sich nicht lange hält, es ist daher nichts daran gelegen, wenn das Thier nach und nach ausgerottet oder sehr vermindert wird. Zu zähmen ist die Wildkatze schwer oder gar nicht, darin und in ihre Gefährlichkeit für das Wild gleicht sie dem Fuchse. Wenn die Wildkatze von den Hunden in die Enge getrieben wird, so wehrt sie sich heftig oder sie sucht durch gewaltige Sprünge zu entkommen, was ihr auch oft genug gelingt.

Wenn die Wildkatze geschlossen ist, geben erfahrene Jäger den Rath, soll man dieselbe nicht gleich aufheben, sondern erst von Hühnerhunde abwürgen lassen oder mit einem Knittel tüchtig bearbeiten, denn das Thier ist oftmals nur betäubt und beißt und kratzt, wenn es aufgehoben wird, entsetzlich. Gegessen wird die Wildkatze nicht, nur die Treiber in manchen Gegenden ziehen sich ihr Fleisch zu Gemüthe. Das Fett wird zum Schmieren von Lederwerk benutzt.

Unsere Hauskatze wird auch zuweilen gegessen, besonders in Restaurationen zweideutigen Ranges, um einen billigen Hasenbraten herzustellen. Auch zu medicinischen Zwecken wurde die Katze früher benutzt. Bei Unterleibsentzündungen schnitt man einer lebenden Katze den Bauch auf und legte das arme Thier in diesem Zustande dem Kranken auf den Leib. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß durch diese Medication, wenn man es so nennen könnte, manche Heilung erzielt wurde, denn der warme Leib der Katze mochte oft einen warmen Umschlag ersetzen, während ihr Kratzen in der Todesangst oftmals den Blutegel überflüssig machte, und beides, warme Umschläge und Blutegel, spielen in der Heilmethode der Unterleibsentzündung eine Rolle.

Die Katze läßt fortwährend ein leises Schnurren vernehmen, was seine Ursache in einer Haut, dem Gaumensegel, hat welche beim Athem des Thieres bewegt wird und durch seine Vibration jenes Geräusch hervorbringt.

Reinlichkeit liebt die Katze sehr und ist sogar sprichwörtlich geworden: „Er putzt sich wie eine Katze. Eine weitere gute Eigenschaf der Katze ist ihre Friedlichkeit, und wenn man sagt: „Sie leben wie Katz und Hund", so ist allemal der Köter schuld. Die Kampfesweise der Katze ist eine vertheidigende; sie springt davon, sucht einen Winkel, der ihren Rücken und mit zurückgelegten Ohren schlägt sie mit den Pfoten um sich, wobei sie auch zuweilen das Gebiß braucht. Es kommt jedoch auch vor, daß die Katze und der Hund in Freundschaft mit einander leben und sogar aus einer Schüssel essen, was jedenfalls viel sagen will, denn die Leser wissen, was der Brodneid zu Wege bringt.

Der Biß der Katze sagt man, sei gefährlich, und in der That ist dieses der Fall, denn die Katze gebraucht ihr Gebiß nur, wenn sie in der Wuth ist, und von einem wüthenden Thiere ist jeder Biß gefährlich. Die Katze ist, wie der Hund, der Tollwuth unterworfen, jedoch tritt sie bei ihr nicht so häufig ein wie beim Hunde. Ob die Tollwuth bei der Katze spontan, d. h. aus sich selbst entstehen kann, oder ob sie durch Handebiß bei ihr hervorgerufen werde, lassen wir auf sich beruhen, wir wollen jedoch zum Schlusse dieses Artikels anrathen, unter allen Umständen mit einem Katzenbisse zum Arzt zu gehen.

Mein erstes Duell.

Es ist eigentlich eine ganz lächerliche Geschichte, mein lieber Frank.

— Leider ja, erwiderte Frank, — ganz lächerlich.

— Und doch, hob er wieder an, — muß ich die Folgen derselben tragen.

Gewiß, entgegnete mein Freund, aber wie trübe auch die Gedanken sein mögen, die vor einem ersten Ehrenhandel den Menschen bestürmen, so versichere ich Dir doch, daß sobald man erst auf dem Kampfplatze steht, Dir Alles das als Kleinigkeit erscheinen wird.

Du versprichst mir doch, alle Vorbereitungen zu treffen und mich aus meiner Wohnung abzuholen?

In dieser Beziehung kannst Du ruhig sein, mein lieber Eugen, aber, da es gleich Mitternacht sein wird und wir morgen früh um 6 Uhr schon sehr weit von hier sein müssen, werde ich Dir lieber Gutenacht wünschen, damit Du dem morgenden Rendezvous eine sichere Hand mitbringst. Vorher möchte ich jedoch noch auf einen Punct Deine Aufmerksamkeit lenken.

Und der wäre?

Mein Gott! gab Frank etwas zögernd zur Antwort, vielleicht sollte ich Dich lieber nicht daran erinnern — aber in Angelegenheiten dieser Art pflegt man eigentlich — es ist wenigstens gebräuchlich ....

Sich tödten zu lassen, willst Du sagen? vollendete ich.

Warum nicht gar! Nichts liegt meinen Gedanken ferner, als Das, lieber Freund.

So sprich doch deutlich aus, was Du meinst.

Nun wohl, Eugen; glaubst Du nicht, daß es besser wäre — natürlich nur der Form wegen — eine kleine Schrift aufzusetzen, in der Du über Das, was Dir gehöre, bestimmst?

Das also ist des Pudels Kern! Ich soll mein Testament machen! Der Himmel vergebe Dir, Frank, denn ich besitze Nichts, als eine Schulden, und die vermache ich Dir. — Aber Schertz bei Seite, ich danke Dir für Deinen Rath und ich werde daran denken.

Nochmals Gutenacht! und noch einen letzten Freundesrath: trinke vor dem Schlafengehen ein oder zwei Glas Madeira, aber keinen starken Liqueur, damit Dir morgen den Kopf klar und das Auge fest ist. Adieu!

Adieu! sagte ich, die Thür hinter ihm schließend. Ich blieb allein mit meinen Gedanken zurück. Diese waren nicht der angenehmsten Art. Es hat noch einen Sinn und eine gewisse Poesie darin, sich für die Frau zu schlagen, die man liebt; aber für eine Unglückliche, die ich verachten muß —! und um einer so erbärmlichen Kleinigkeit willen!

Mit Gewalt schüttelte ich all' diese unerquicklichen und, leider! jetzt auch vergeblichen Reflexionen von mir ab, um mich der Ordnung meiner Angelegenheit zu widmen. Meine Bücher bestimmte ich dem Freunde, meine Wäsche und Kleider meiner Wirthin, die oft bis in die späte Nacht auf mich gewartet; dann schrieb ich einen Brief an meine Mutter und zum Schluß holte ich ein kleines Päckchen Briefe und ein Portrait aus meinem Schreibtisch, das ich versiegelte und adressirte. Dieses Päckchen wollte ich Frank bitten, sammt einer Locke meines Haares ihr zu übergeben, deren Bild mich inmitten aller Fehler und Thorheiten meines Lebens nie verlassen. — Sage ihr, schrieb ich auf ein Blatt an den Getreuen, — daß ich sie bis zuletzt geliebt und daß ich mir der Heiligkeit und Innigkeit dieser Liebe in meinen letzten Stunden mehr denn je bewußt gewesen, sage ihr, daß mein Tod —

An dieser Stelle meiner letztwilligen Verfügungen wurde ich unterbrochen; es klopfte, ich öffnete die Thür und Frank stand vor mir.

Schon? rief ich.

Ja, entgegnete er, — und es ist mir lieb, daß Du fertig bist. Wir haben keine Minute zu verlieren.

Mir ist die Zeit sehr rasch verflossen, sagte ich. — Aber ich bin bereit. Du ermahntest mich gestern, mein Testament zu machen; hier ist es und ich vertraue es Dir an.

Frank drückte mir die Hand.

Ich bin überzeugt, daß es eine überflüssige Vorsicht sein wird, sagte er ermuthigend.

Ich hoffe es auch, erwiderte ich; — aber ich habe eine Ahnung, lieber Freund — und meine Ahnungen täuschen mich selten — daß ich heute die Sonne zum letzten Male aufgehen sehen werde.

Unsinn! rief Frank, — das sind nichts als Grillen und Hirngespinnste!

Er nahm mich unter den Arm und führte mich fort. Als wir auf dem Platze des Rendezvous ankamen, fanden wir meinen Gegner bereits anwesend. Am vorhergehenden Abend hatte ich ihn kaum flüchtig betrachtet, aber heute sah ich ihn mir ordentlich an: er war ein großer, magerer, aber kräftig gebauter Mann; ein dunkler dichter Bart beschattete einen Theil seines broncefarbenen Gesichts. Wir begrüßten uns ziemlich kühl, und unsere Secundanten zogen sich einige Schritte zurück, um die Regeln des Kampfes festzusetzen. Ihre Conferenz dauerte einige Zeit, was meinem Gegner sehr unangenehm zu sein schien, da er jedenfalls ungeduldig war, sobald als möglich mit mir fertig zu werden. Endlich brach er das Schweigen.

Meine Herren, redete er die Zeugen an, — ich bitte um Verzeihung, aber mir scheint, es müßte ein Wort genügen. Erstlich: wollen wir auf fünfzehn oder zwanzig Schritte Distance schießen?

Auf zwanzig Schritt, erwiderte Frank schnell.

Sehr wohl, mein Herr, auf zwanzig also, sagte er beistimmend, und indem er mit dem Stiefelabsatz einen breiten Strich auf der Erde zog, machte er Anstalt, die Distance zu messen.

Ich gestehe, daß mir das Vergnügen machte; ich glaubte in der Länge seiner Beine eine glückliche Vorbedeutung zu erblicken, aber ich sah meinen Irrthum bald ein; der Schurke machte so kleine Schritte wie eine Dame, die in Tanzschuhen trippelt. Ueber Langsamkeit von seiner Seite hatte ich mich nicht zu beklagen; er war bald damit zu Ende.

Und nun, sagte er so kaltblütig als möglich, — welche Pistolen wollen wir wählen? Die Ihrigen? Hm, das sind ganz ordinäre Dinger. Die meinigen sind ausgezeichnet, mit ihnen werden wir kaum einen zweiten Gang nöthig haben. Was meinen Sie?

Mir ist Alles recht, bemerkte ich mit einem schwachen Versuche, zu lächeln.

Schön, gab er zurück. — Nun wollen wir entscheiden, wem der erste Schuß zukommt. Hat Jemand vielleicht ein Geldstück, das wir in die Luft werfen können? — Halt, hier ist eines.

Er reichte es seinem Secundanten, der es empor warf. Das Schicksal entschied zu Gunsten meines Gegners. Frank trat zu mir und ergriff meine Hand, die er heftig drückte.

Eugen, mein Junge, sagte er leise und mit vor Bewegung zitternder Stimme, — halte den Kopf steif; dieser große Schlingel sucht Dich augenscheinlich einzuschüchtern, aber zeige Du ihm eine feste Stirn. Placire Dich so gut, als es geht; Du bist schlank und beweglich, so daß Du der Kugel Deines Gegners leicht ausweichen kannst und schütze nur den Kopf mit Deiner Waffe. Lebe recht wohl, Gott behüte Dich!

Er trat zurück, die Zeugen gaben das Signal zum Beginn des Kampfes. Ich richtete den Blick fest auf meinen Feind und sah ihn das Pistol erheben; er zielte mit der Raschheit und Sicherheit eines Meisters und gab nach einer halben Secunde Feuer. Ich fühlte etwas Kaltes wie ein Stück Eis meinen Arm entlang gleiten und wußte, daß ich verwundet war; die Kugel war mir in den Ellbogen gedrungen. Frank war augenblicklich an meiner Seite und verband mir den Arm mit seiner Cravate, die er sich vom Halse riß.

Fühlst Du Dich schwach, Eugen!

Ach nein, aber beeile Dich, ich muß mich rächen.

Ist der Herr verwundet? fragte mein Gegner mit einem sardonischen Lächeln.

Nicht im Geringsten, antwortete ich schnell.

Der Schuft machte mir eine tiefe Verbeugung.

Fühlst Du Dich stark genug, jetzt zu schießen? sagte Frank.

Gieb mir die Pistole!

Frank reichte sie mir hin, aber vergeblich versuchte ich die Waffe bis zur Höhe meiner Augen zu erheben. Mein rechter Arm hatte nicht mehr die Kraft dazu.

Nimm sie in die linke Hand, rieth Frank.

Ich that es, aber die Pistole schien mir schwerer, als ich dachte; es war mir unmöglich, selbst mit der linken Hand sie in die Höhe zu bringen. Ich sah meinen Gegner an und glaubte zu bemerken, wie sein Gesicht sich zu einem mephistophelischen Lachen verzog. Die Wuth drohte mich zu ersticken.

Himmel und Hölle! schrie ich; — kann ich den Elenden denn nicht mit der Peitsche strafen, wie er es verdient?

Das ist unmöglich, versetzte Frank, — aber, fügte er liebevoll hinzu, — beruhige Dich, mein Freund, ich werde ihn an Deiner Statt züchtigen.

Das leide ich nicht, rief ich außer mir — laß mich noch einmal versuchen.

Es war umsonst. Das Gewicht der Waffe war zu groß für meinen Arm. Ich wog sie in der Hand und gewann die Ueberzeugung, daß der Kolben derselben mit Blei ausgegossen sein mußte. Ebenso wurde es mir plötzlich klar, daß die Münze, die er aus seiner Tasche gebracht hatte, um damit zu loosen, eine dazu besonders präparirte gewesen sei, die ihm den ersten Schuß sicherte. Kurz und gut, ich war das Opfer eines Schurken.

Ha, ich werde das aber nicht so hingehen lassen! sagte ich zornig und ging mit der Waffe in der Hand auf den Feind los, in der Absicht, ihm das Lebenslicht auszublasen. Als ich vor ihm stand, lehnte ich den Kolben des Pistols auf meine Brust und richtete den Lauf auf den Kopf meines Gegners. Während ich losdrücken wollte, entriß mir Frank, der von meinem Verdacht keine Ahnung hatte, glücklicherweise die Waffe und rief:

Eugen, willst Du denn einen Mord begehen?

Ja, entgegnete ich dumpf, — ich will einen Mörder ermorden.

Der langbeinige Schuft stieß ein höhnisches Gelächter aus, ich stürzte mich auf ihn, um ihn zu erwürgen, aber in demselben Augenblick verließen mich meine Kräfte; vom Blutverlust erschöpft, brach ich ohnmächtig zusammen. Plötzlich wurde ich durch ein heftiges Schütteln wieder in's Bewußtsein zurückgerufen. Ich schlug die Augen auf, es war Frank.

Auf, auf! rief er laut.

Auf! wiederholte ich schmerzlich, — und wozu?

Wozu? entgegnete mein Freund. — Um Deine und meine Ehre zu retten, wenn Dir Etwas daran liegt. Es ist bereits ¾6 Uhr und auf 6 Uhr ist das Rendezvous festgesetzt.

Aber ich bin ja verwundet, stöhnte ich.

Verwundet! Und wer Teufel hätte Dich denn verwundet? Du müßtest es denn geradezu geträumt haben!

So war es auch. Ich hatte mir am vorhergehenden Abend den Tisch an's Beit gerückt, um, nachdem ich die von Frank vorgeschriebenen Gläser Madeira getrunken, mein Testament zu machen, der Schlaf hatte mich dabei übermannt und ich hatte Alles, was ich hier erzählt habe, geträumt.

Also muß ich mich von Neuem verwunden lassen! seufzte ich mit tragikomischer Miene.

In fünf Minuten war ich angekleidet und unterwegs. Wir legten den Weg ziemlich schweigsam zurück und waren noch vor 6 Uhr zur Stelle. Dort trafen wir den Hauptmann M., den Secundanten meines Gegners, der uns allein erwartete; er theilte uns mit, daß Der, dem er secundiren sollte, die Flucht ergriffen hätte, und schwur, daß er ihn überall, wo er ihn antreffen würde, wegen dieser ehrlosen Feigheit öffentlich an den Pranger stellen würde. Mir würde bei dieser Eröffnung, unter uns gesagt, weit leichter um's Herz; selbstverständlich drückte ich aber laut dem Hauptmann mein höfliches Bedauern aus, daß das Rencontre nicht stattfinden könnte, und Frank fügte hinzu: er hoffe, der Herr Hauptmann werde seinem Freunde die Gerechtigkeit widerfahren lassen, anzuerkennen, daß er sich in der ganzen Angelegenheit als Mann von Muth und Ehre benommen habe.

Ohne Zweifel, versicherte der Officier artig mit einer Verbeugung gegen mich, worauf wir unsere Cigarren anzündeten und alle drei den Rückweg nach der Stadt antraten. In unserm Gespräch spielte natürlich der hasenherzige Mensch, der uns sein Wort gebrochen, keine sehr schmeichelhafte Rolle, und auch bei dem darauf folgenden opulenten Frühstück bei Verry, zu dem uns der Officier begleitete, wurde der arme Abwesende nicht geschont. — Dies war der glorreiche Ausgang des „ersten Duells" eines jungen Mannes, dem ein sprossendes Bärtchen bald die Oberlippe zu beschatten verspricht.

Curiosum und Reminiscenz von der Moskauer Ausstellung.

Die „Danziger Zeitung" erzählt folgendes Stückchen von der Moskauer Industrie-Ausstellung.

Eine große, berühmte Teppich-Fabrik in Schlesien hatte eine bedeutende und schöne Collection ihrer Waaren in den Kreml geschickt. Die Sachen kamen an, wurden der Ausstellungs-Commission übergeben und fanden ihren Platz in der Gruppe der Webe-Industrie. Als die Ausstellung sich ihrem Ende zuneigte, bekam das schlesische Haus von den Ausstellungs-Beamten die Aufforderung, eine bedeutende Summe, weit über 100 Thlr. zu zahlen für Klopfen, Bürsten u. s. w. der Teppiche. Den Fabrikanten erschien diese Forderung enorm, sie wollten sich zuerst über ihre Höhe beschweren, die Sache recherchiren lassen; in Rücksicht auf die Weitläufigkeit solcher Reclamationen entschlossen sie sich jedoch, die Angelegenheit kurz zu beenden, und schickten das Geld nach Moskau, mit der Bitte, ihnen nun sofort die Teppiche zurückzusenden. Die Antwort ließ lange auf sich warten. Endlich kamen nicht die Teppiche, sondern ein Brief, voll des Lobes über die ausgezeichnete Waare, die in Moskau so viel und so gerechtes Aufsehen gemacht, nicht ihres Gleichen dort gefunden habe, die als ein glänzendes Muster von der hohen Entwicklung dieses Industriezweiges von allen Besuchern der Ausstellung gepriesen, von den Commission anerkannt sei. Folgte die Bitte, jenes ausgezeichnete Fabricat doch als Geschenk dem großen Industrie-Museum überlassen zu wollen, welches von dem Ausgezeichnetsten dieser Ausstellung in Moskau gebildet werden sollte. Diese Zumuthung schien den Fabrikanten doch zu stark, sie berechneten sich den Erzeugungswerth ihrer kostbaren Teppiche auf mehrere Tausend Thaler und hatten nicht die Absicht, ein so werthvolles Geschenk in Moskau zu lassen.

Sie antworten also in diesem Sinne und mit der Bitte, ihnen sofort ihre Teppiche zurückzusenden. Wieder verging lange Zeit, die Teppiche aber kamen nicht. Endlich langte ein sehr verlegener Brief an, des Inhalts, daß die Teppiche trotz alles Suchens durchaus nicht aufzufinden seien; man habe überall gefragt, alle Ausstellungs-Räume geleert, die Waare sei indessen nicht zu entdecken. Da wurden denn die Fabrikanten ärgerlich; sie wendeten sich an ihren Vertreter mit der energischen Aufforderung, sofort eifrig nachzuspüren und nicht eher zu ruhen bis die Waare wieder zum Vorschein gekommen sei. Es dauerte abermals sehr lange, die genauesten und schärfsten Nachforschungen im Ausstellungs-Räume hatten keinen Erfolg. Endlich kam denn wieder Nachricht, ein Brief, noch verlegener als der erste. Darin wurde den Fabrikanten mitgetheilt, daß die Teppiche endlich gefunden seien, indessen im Gepäckraum. Sie waren aus Versehen gar nicht ausgepackt worden, hatten während der ganzen Ausstellung ruhig im Schuppen gelegen und seien dort jetzt endlich entdeckt worden. Und die Teppiche kamen denn auch an, zurück nach Schlesien, in derselben Original-Verpackung, in welcher die Fabrikanten sie abgesendet hatten. Moskau hatte die ausgezeichnete Waare, das Muster aller Industrie, niemals zu sehen bekommen, kein Klopfstock, keine Bürste sie jemals berührt.

Triftige Gründe.

Die drei Gründe Brandytoddy's, weshalb er nicht trinken wollte, sind sehr charakteristisch. Ein Freund lud ihn eines Tages ein, mit ihm zu trinken.

„Nein ich danke Ihnen," erwiderte Herr Brandytoddy.

„Nein? warum nicht?" fragte sein Freund ganz verwundert.

„Erstens," antwortete Herr Brandytoddy, „bin ich Secretär einer Mäßigkeitsgesellschaft, die heute eine Sitzung hält, und ich muß meinen Charakter der Mäßigkeit zeigen. Zweitens ist es der Jahrestag des Todes meines Vaters, und aus Achtung für ihn habe ich versprochen, an diesem Tage nie zu trinken. Und drittens habe ich eben erst Etwas getrunken."